

Der Mietskontrakt.

Eine Berliner Geschichte von **Friedrich Lorenzen.**

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Nun, die Sache ist doch sehr einfach," sagte der Rechtsanwalt. „Sie kennen doch den Grundsatz des alten, braven Hahnemann: Similia similibus, Gleiches mit Gleichem! Wurscht wider Wurscht! wie der Berliner sagt. Handeln Sie nach diesem Grundsatz, lassen Sie sich nicht mehr drangsalieren, nein, gehen Sie selbst zum Angriff vor!"

„Sie meinen also," erwiderte der Assessor, „daß ich mich mit jenen Leuten in Streitigkeiten einlassen, mich wohl sogar mit ihnen herumbalgen soll? Ich, in meiner amtlichen Stellung! Aber bester Herr, wofür halten Sie mich denn?"

Würdevoll strich er sich mit der feinbehandschuhten Hand den schwarzen Gehrock glatt, eine solche Zumutung ging denn doch über alles. Der Rechtsanwalt schien sich über die sittliche Entrüstung seines Klienten nicht wenig zu amüsieren. Ein ironisches Lächeln zuckte um seine Lippen, und begütigend sagte er: „Sie haben mich mißverstanden, Herr Assessor. Nichts lag mir ferner, als Ihnen so etwas zuzumuten. Sie in Ihrer amtlichen Stellung dürfen selbstverständlich nicht in die Arena steigen, um einen Streit mit solchen Subjekten auszufechten. Das überläßt man natürlich seinen Leuten."

„Meinen Leuten?"

„Gewiß. Sie haben mir vorhin von Ihrem resoluten Dienstmädchen und dessen ritterlichem Bräutigam erzählt. Überlassen Sie es den beiden, an dem Vizewirt Vergeltung zu üben. Ich bin gewiß, daß zwei so echte Berliner Pflanzen noch mit ganz anderen Menschen fertig werden."

„Aber ich kann doch nicht meine Dienstboten zu Gewalttätigkeiten aufstacheln?"

„Das sollen Sie auch nicht! Wer spricht denn von Gewalttätigkeiten? Ich wäre der letzte, der Ihnen eine Aufreizung zu Gesetzesverletzungen raten würde. Irgendwelche Direktiven kann und brauche ich Ihnen auch nicht zu geben. Überlassen Sie alles nur ruhig Ihrer Trude. Sie wird es schon verstehen, ohne Sie im mindesten bloßzustellen, dem Vizewirt so zuzusetzen, daß er das Spiel verloren gibt und Sie in Ruhe läßt, oder sogar, wenn Sie durchaus ausziehen wollen, den Wirt veranlaßt, auf einen billigen Vergleich einzugehen."

Der Assessor sagte nach kurzem Besinnen: „Ihr Plan scheint mir gut zu sein. Ich will mir die Geschichte überlegen und mit meiner Frau besprechen. Das weitere behalte ich mir vor."

Damit empfahl er sich und schlug den Heimweg ein.

Je mehr er über die Sache nachdachte, desto besser gefiel sie ihm, und da Frau Ida ebenso dachte und Trude gleich Feuer und Flamme war und auch noch die nachdrückliche Hilfe ihres Kürassiers in Aussicht stellte, ward im hohen Familienrat feierlich die Kriegserklärung gegen den Vizewirt beschlossen. Der Assessor machte nur die eine Bedingung: „Meine Frau und mich müssen Sie ganz aus dem Spiele lassen, Trude. Tun Sie, was Sie wollen, wir aber haben von alledem nichts gewußt."

— — — — — — — — — — — — — —

Der brave Kiospolski ahnte nichts von

Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin und Hamburg.

Nach einer Photographie von Ferd. Urbahns in Kiel.

Prinz August Wilhelm von Preußen und seine Braut, Prinzessin Alexandra Viktoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg. (S. 38)

dem Gewitter, das sich über seinem Haupte zusammenzog. Friedlich lag er auf dem Kanapee seiner guten Stube, in der die sorgliche Gattin die Vorhänge herabgelassen hatte, und ruhte von den Anstrengungen des Tages aus.

Ein heiliger Friede, eine fast unheimliche Stille schwebte über dem ganzen Hause. Jeder wußte eben, daß der Haustyrann um diese Zeit seine Siesta abzuhalten pflegte, und hütete sich, auch nur das leiseste Geräusch zu machen. Selbst die Spatzen auf dem Hofe schienen die Bedeutung dieser Stunde zu ahnen, ihr lautes Gezänk und Gezwitscher war verstummt, friedlich und mäuschenstill saßen sie in ihren Schlupfwinkeln.

Frau Kiospolski dachte daher nicht anders, als daß Revolution ausgebrochen, oder daß der Jüngste Tag gekommen sei, als auf einmal schrill und gellend an ihrer Tür geklingelt wurde.

Auf Socken eilte sie auf den Flur und öffnete die Tür. Als sie aber nur Assessors Trude davor stehen sah, fuhr sie das Mädchen mit den Worten an: „Wat wollen Sie denn hier? Wie können Sie sich unterstehen —"

„Ach wat," unterbrach sie die Trude, „quatschen Sie nich so dämlich! Jck muß zu Ihrem Mann. Jck soll jetzt ufwaschen und hab' keen Wasser. Keen Troppen kommt aus dem Hahn 'raus. Ihr Mann muß mir det sofort wieder in Ordnung bringen." Dabei schob sie die verblüffte und vergebens nach Worten ringende Frau beiseite, eilte bis zur Tür der guten Stube, klopfte dreimal an und trat, als noch immer kein „Herein!" ertönte, ohne jede Scheu in das Allerheiligste.

Meister Kiospolski fuhr brummend aus dem Schlaf. Er war durch den Überfall so überrascht, daß er gar keinen Widerstand versuchte, sondern fluchend seine Pantoffeln anzog und fluchend und wetternd Trude in ihre Küche folgte.

Aber, o Wunder! Dort war alles in bester Ordnung. Aus dem Hahn floß plätschernd ein starker Strahl kristallhellen Wassers, so daß Trude erstaunt die Hände zusammenschlug und in die Worte ausbrach: „Nee, so wat! 'ne jeschlagene halbe Stunde hab' ick mir abjequält, es wollte nich loofen, und nu uf eenmal looft's doch! Nehmen Sie's mir man nich übel, Herr Kiospolski, det ick Sie so im besten Schlafe jestört hab'."

Der Vizewirt brummte eine Verwünschung in den Bart und gab Trude dann noch im gröbsten Ton allerhand gute Ratschläge zur Behandlung der Wasserleitung, die das Mädchen alle getreu zu befolgen versprach. Dann suchte er wieder seine gute Stube auf, um die so schmählich unterbrochene Nachmittagsruhe wieder fortzusetzen. Kaum hatte er aber die müden Augen geschlossen, da scheuchte ihn schon wieder ein schriller Glockenklang aus dem Schlaf, und gleich darauf stand Trude wieder vor ihm und rief: „Herr Kiospolski, Herr Kiospolski, nu looft's schon wieder nich!"

Der Vizewirt sah sich krampfhaft nach einem Wurfgeschoß um, um es der frechen Friedensstörerin an den Kopf zu werfen. Aber in dem traulichen Halbdunkel, das in der Stube herrschte, fand er im Bereiche seiner Hand nichts als das Kaffeegeschirr, das seine Frau auf den Sofatisch gestellt hatte. So begnügte er sich denn damit, Trude eine wahre Flut von Grobheiten entgegenzuschleudern. Aber das Mädchen ließ sich dadurch nicht im mindesten einschüchtern. Seine Schimpfereien prallten an ihr ab wie Regentropfen an einem Gummimantel. Sie versteifte sich auf ihr gutes Recht, bestand darauf, daß er sich die Sache ansehen müsse, und rief schließlich: „Det können wir verlangen, denn im Mietskontrakt steht ausdrücklich, die Wasserleitung soll immer in Ordnung sein."

Es war das erste Mal, daß dem Vizewirt die Bestimmungen des Mietskontrakts vorgehalten wurden. In der Folgezeit sollte er noch öfter, als ihm lieb war, daran erinnert werden.

Da Trude durchaus nicht locker ließ, blieb ihm nichts anderes übrig, als ihr wiederum in die Küche zu folgen.

Aber auch jetzt lief das Wasser so reichlich und so schnell, wie man sich's nur wünschen konnte, auch jetzt war an der Leitung kein Fehl und Makel zu entdecken.

Mit Kiospolskis Geduld war es aber jetzt zu Ende. Wütend brüllte er: „Sie wollen mir wohl uzen? So wat jibt's aber nich, Sie oller Küchendragoner, Sie!" Und mit erhobener Faust ging er auf Trude los.

Aber diese geriet keineswegs in Furcht. Mit schnellem Griff packte sie die Feuerzange, schwang sie drohend und rief: „Sachte, Männeken, sachte! Schimpfen können Sie so viel, als Sie wollen. Det geniert mir weiter nich. Wat so 'n Mann wie Sie sagt, is mir janz schnuppe, aber hauen, nee, det is nich!"

Dabei versetzte sie ihm, als er ihr die Feuerzange entreißen wollte, ein paar kräftige Hiebe über die Hand und den Arm.

Da gab er den Kampf auf, rannte in die Wohnstube und verklagte Trude bei der Frau Assessor.

Die junge Frau konnte kaum das Lachen verbeißen, als der so kläglich in die Flucht geschlagene Haustyrann vor ihr stand und sich die schmerzende Hand rieb. Doch faßte sie sich schnell, machte ein sehr würdevolles Gesicht und erteilte Trude eine ernste Rüge.

Trude gelobte auch mit zerknirschter Miene Besserung. Kaum aber hatte der rabiate Mensch das Zimmer verlassen, da schüttelten sich die beiden Frauen vor Lachen. Die Frau Assessor drückte Trude dankbar die Hand und schenkte ihr ein hübsches seidenes Tuch. —

Es schien beinahe, als ob die Wasserleitung sich gegen Herrn Kiospolski verschworen hätte und ihm absolut nicht sein Nachmittagsschläfchen gönnen wollte, denn sie versagte jetzt tagtäglich und fast jedesmal gerade dann, wenn er sich auf sein Kanapee gelegt hatte. Er wetterte und tobte zwar wie ein Rasender, aber das half ihm alles nichts. Trudes unerschütterlicher Gleichmut war weder durch Schimpfereien noch durch Drohungen wankend zu machen. Zwei-, dreimal mußte er jeden Tag die Wasserleitung nachsehen, ohne daß er auch nur den geringsten Schaden entdecken konnte. Da in den Küchen der anderen Etagen das Wasser plötzlich auch versagen sollte, ließ er endlich den Klempner kommen.

Der wackere Klempnermeister witterte gleich mit dem den Handwerkern eigenen Instinkt, daß hier ein gutes Stück Geld zu verdienen sei. Nach umständlichem Suchen entdeckte er denn auch im Keller einen schweren Fehler an den Leitungsröhren, der eine umfangreiche Reparatur nötig machte.

Die Rechnung darüber im Betrage von vierundzwanzig Mark wurde dem Assessor zugestellt. Aber dieser hatte sich inzwischen auch den Mietskontrakt angesehen und sagte: „Ich bezahle die Rechnung nicht. Nach dem Paragraph 6 des Mietskontrakts bin ich nur verpflichtet, für solche Reparaturen aufzukommen, die innerhalb meiner Wohnung notwendig geworden sind. Da der Schaden jedoch im Keller vorgekommen ist, bin ich jeder Zahlungspflicht enthoben."



Marokkanisches Dorf. (S. 38)

Herr Arnold Lehmann konferierte lange mit Kiospolski, es wurde sogar ein Winkeladvokat zu Rate gezogen. Da aber ein Prozeß aussichtslos schien, bezahlte Lehmann in ohnmächtiger Wut die Rechnung selbst, ermahnte jedoch seinen treuen Helfershelfer, aufs nachdrücklichste gegen den Assessor vorzugehen, damit man endlich doch zum Ziele käme.

Ja, wenn das nur so leicht gewesen wäre!

Kiospolski war mit einem Schlage aus der Offensive in die Defensive gedrängt. Trude ließ ihm keine ruhige Stunde, jeden Tag hatte sie etwas zu monieren. Fortwährend jagte sie ihn im Hause herum, von der Wohnung in den Keller, von dem Keller in die Waschküche, von der Waschküche nach dem Boden, und spielte ihm auch sonst allerhand Schabernack. Er konnte sich ihrer um so weniger erwehren, als sie das ganze Haus rebellisch gemacht und tatkräftige Unterstützung bei allen Hausbewohnern gefunden hatte, die dem verhaßten Vizewirt die Plage von ganzem Herzen gönnten.

Kiospolski raste vor Wut und schwur Trude blutige Rache. Doch sie war auf der Hut und ließ sich nicht überrumpeln.

An einem Vormittage war Trude damit beschäftigt, Teppiche auf dem Hofe zu klopfen. In höchst boshafter Weise hatte sie den großen Smyrnateppich aus dem Salon so aufgehängt, daß die ganzen Staubwolken in die geöffneten Fenster der Portierwohnung fliegen mußten.

Kiospolski sah dies mit stillem Ingrimm, und da weit und breit sonst kein Mensch zu sehen war, und Trude ganz in ihre Arbeit vertieft schien, glaubte er, daß endlich die Gelegenheit gekommen sei, um einmal gründlich mit dem Mädchen abzurechnen. Daß hinter dem Teppich noch jemand stand, konnte er von seiner Wohnung aus nicht sehen. Mit

einem langen Schüreisen bewaffnet, schlich er sich nahe heran und entwand Trude, ehe sie sich noch zur Wehre setzen konnte, mit schnellem Griff den Teppichklopfer. „Ick will Sie lehren, Sie unverschämte Person, mir die Bude vollzustauben!" rief er zähneknirschend, zugleich hob er den schweren Eisenstab, um ihn auf das ungeschützte Haupt des Mädchens fallen zu lassen. Trude schrie laut auf und sprang gewandt zur Seite. Der Hieb, der sie zweifellos verletzt haben würde, wenn er sein Ziel erreicht hätte, ging in die Luft.

Der Vizewirt stieß einen wilden Fluch aus und hob von neuem seine Waffe. Da trat hinter dem Teppich die Hünengestalt des Kürassiers hervor, der seiner Braut beim Aufhängen des Teppichs behilflich gewesen war.

Kiospolski taumelte entsetzt zurück, als er den an Kräften ihm weit überlegenen neuen Feind vor sich stehen sah, und wandte sich schleunigst zur Flucht. Aber mit zwei Sprüngen hatte der Kürassier ihn erreicht, ihm die Waffe entwunden und ihm ein paar so kräftige Maulschellen verabreicht, daß ihm Hören und Sehen verging.

„Sie oller Hausdrache, Sie!" rief der erzürnte Hans. „Ick will Sie lehren, hier mit 'ne eiserne Stange 'rumzufuchteln und en ordentliches Meechen verhauen zu wollen. Dafür verdienen Sie Ihre Keile und die können Sie bald haben! Wagen Sie nich noch mal, meine Braut schief anzusehen, sonst könnten Sie wat erleben! Verstehen Sie mir?" Dabei hob er den Vizewirt am Kragen in die Höhe und ließ ihn erst los, nachdem er ihm noch ein paar tüchtige Backpfeifen versetzt hatte.

Kiospolski brüllte vor Schmerz und Wut, lief die Treppe hinauf und erzählte dem Assessor, daß der Kürassier ihn überfallen und mißhandelt hätte, als er es Trude verbieten wollte, ihm die Stube vollzustauben.

Der Assessor war sehr ärgerlich darüber, daß solche Gewalttätigkeiten vorgekommen seien, und versprach, eine strenge Untersuchung einzuleiten.

Trude und ihr Hans wurden sofort vernommen.

Natürlich bekam nun die Sache ein ganz anderes Gesicht. Der Kürassier zeigte zudem den eisernen Schürhaken vor, und als der Assessor die gefährliche Waffe sah, die wohl im stande war, einen Schädel zu zerschmettern, da sagte er: „Ich kann Ihnen keinen Vorwurf machen, Beseke. Sie waren entschieden im Recht, Ihre Braut zu beschützen. Ich möchte Sie jedoch, um allen Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen, bitten, sich in Zukunft mit der Abwehr zu begnügen und nicht gleich drauf los zu hauen. Im übrigen aber — hier, trinken Sie einen auf den Schrecken!"

„Zu Befehl, Herr Leutnant!" versetzte Hans und steckte den blanken Taler schmunzelnd in die Tasche. Für ihn war der Assessor nur der Herr Leutnant seines Regiments. — —

Am Abend dieses ereignisvollen Tages fand noch eine lange Unterredung zwischen Herrn Arnold Lehmann und dem treuen Hüter seines Hauses statt, die zeitweilig einen äußerst erregten Charakter annahm. Alle Überredungskünste des Hausbesitzers prallten an dem unerschütterlichen Willen des sonst so gefügigen Kiospolski ab, der geradeaus erklärte: „Lassen Sie man, Herr Lehmann, Sie kriegen mir doch nich 'rum; wenn ick sage, det jeht nich mehr, denn jeht's eben nich mehr! Jegen det Meechen kann ick nischt machen."

„Aber lieber Kiospolski," warf der alte Herr ein, „ein Mann wie Sie wird sich doch nicht vor einem Mädchen fürchten!"

„Ick fürchte mir vor'n Deuwel nich, Herr Lehmann, det heeßt, vor e e n e n nich. Jegen ein janzes Regiment davon kann ick aber ooch nischt wollen. Und Sie wissen doch, det Meechen steht nich alleene, ihr Schatz is immer bei ihr, 'n Kerl wie 'n Riese, 'n Pasewalker! Det sie zu die Couleur keene Krüppel nehmen, werden Sie ooch wissen. Und mit die beeden hört's noch lang' nich uf, det janze Haus steckt mit sie unter eener Decke. Ick versichere Sie, Herr Lehmann, da hört der Spaß uf, ick bin ja weeß Jott meines Lebens nich mehr sicher!"

„Na, na, so schlimm wird es doch wohl nicht sein."

„Wat ick Sie sage, Herr Lehmann! Die ‚Viktoria' wird mein Leben nich mit 'nem Jroschen versichern. Wenn ick um zehne det Jas ausjedreht hab', steht immer 'n Eimer mitten in 'n Weg, det ick hinklabaster', so lang ick bin, und wenn ick über 'n Hof jeh', fliegt mir 'n Schinkenknochen an 'n Kopp; hier können Sie noch die Beule sehen. Und wer hat's jetan? Keenes will's jewesen sind! Jedes schwört, det es im Bett oder im Keller war, als det passierte. Und jegen 'n Dutzend Meineide kann 'n anständiger Mensch doch nicht jegen anschwören."

„Aber versuchen Sie's doch noch mal!"

„Keenen Dag länger, Herr Lehmann! Lieber jehe ick!"

Dabei blieb er, nichts vermochte ihn wankend zu machen. „Lassen Sie den Hilfsarbeeter nur ziehen," meinte er endlich, „er will ja jerne fort, und det is ooch für uns det beste. Zu verdienen is bei die Jesellschaft doch nischt."

Herr Lehmann dachte einen Augenblick nach und sagte dann: „Hm, so groß wäre der Verlust am Ende nicht. Einen anderen Mieter, der sofort einzöge, hätte ich schon. Da ist der kranke Rittmeister außer Dienst, dem ich neulich noch 'ne Hypothek auf sein Gut besorgt habe. Der hat 'ne riesig vergnügungssüchtige Frau, die gern 'ne Wohnung in Berlin haben möchte. Für den wäre die Wohnung was, und mir wäre es auch ganz lieb, wenn ich ihn noch etwas mehr an der Kandare hätte."

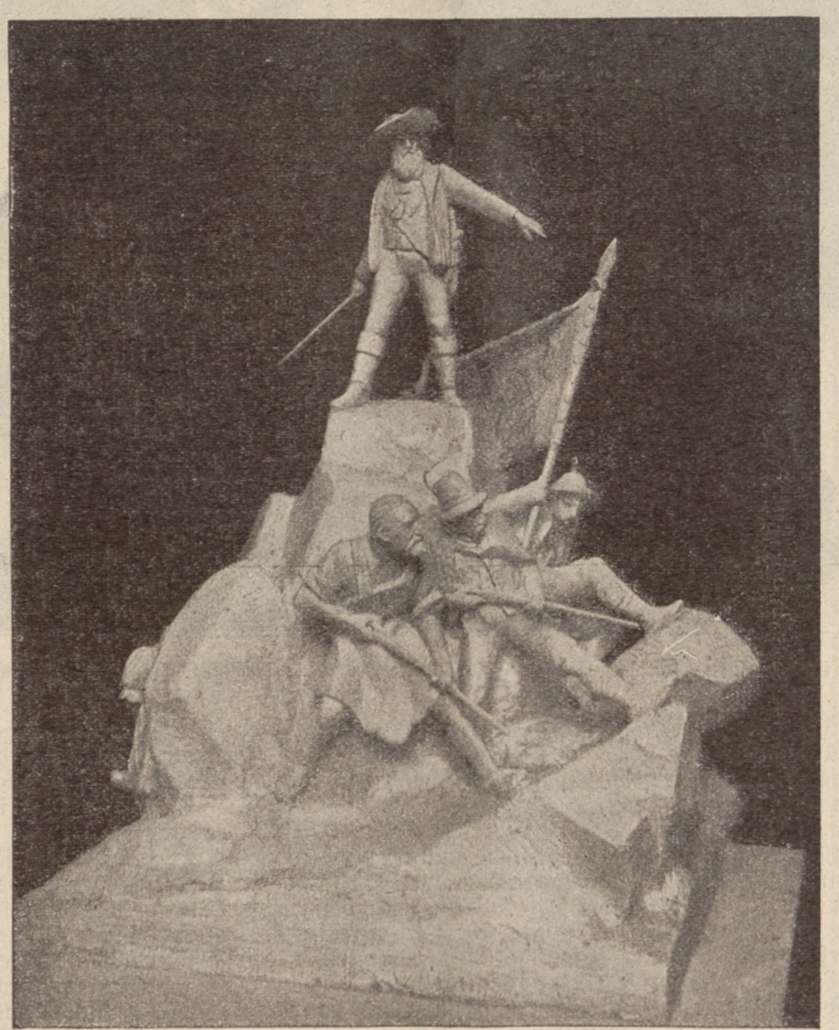
„Nehmen Sie nur den Rittmeester!" rief Kiospolski lebhaft. „Kranker Mann, vergnügungssüchtige Frau, det is was for mir! Wenn det Meechen erst 'raus is, werd' ick ooch mit det übrige Haus im Handumdrehen fertig."

„So schnell kann ich mich doch noch nicht entschließen, den Assessor ziehen zu lassen," nahm jetzt der Hausbesitzer wieder das Wort. „Es wäre ja 'ne wahre Sünde und Schande, wenn man bei dreijährigem Kontrakt nach ein paar Wochen schon die Leute ziehen lassen und vor einem Dienstmädchen die Segel streichen müßte. Schade, daß der Mietskontrakt mir in diesem Falle gar keine Handhabe bietet. Dienstmädchen, die sich gegen den Vermieter oder dessen Beauftragten ungebührlich benehmen, müßten bei Vermeidung der Exmission sofort entlassen werden. Solch ein Paragraph fehlt uns noch; ich werde die Sache im Hausbesitzerverein zur Sprache bringen. Da wird bei der nächsten Drucklegung der Kontrakte eine ähnliche Bestimmung noch eingefügt."

„Det wär' jut, Herr Lehmann," pflichtete Kiospolski ihm bei, „ick hab's ja immer jesagt, det Nötigste fehlt noch immer in die Kontrakte! Aber nich wahr, vorderhand schmeißen Sie doch den Hilfsarbeeter 'raus?"

Herr Lehmann wandte und krümmte sich wie ein Aal, er wollte absolut nicht in den sauren Apfel beißen. Mißmutig sagte er: „Wissen Sie was, Kiospolski, ich werde mir das Mädchen erst mal selbst ansehen und ihr den Kopf gehörig zurechtsetzen. Das wird doch sicher etwas nützen. Ich habe morgen etwas mit der Kanzleirätin zu besprechen, da werde ich die Gelegenheit gleich wahrnehmen."

Kiospolski lachte voller Schadenfreude vor sich hin und dachte dabei: „Wenn dir det man nich schlecht bekommt!" Doch tat er nichts,



Modell zum Andreas Hofer-Denkmal für Wien. (S. 38)

um seinen Brotherrn von seinem Vorsatz abzubringen. — —

Als Trude mitgeteilt wurde, daß der Hausbesitzer bei der Kanzleirätin weilte und sie zu sprechen wünschte, sagte sie: „Jut, det Verjnügen kann er haben! Aber von hier bis in die oberste Etage is ebenso weit wie umjekehrt. Wer wat von mir will, kann ooch zu mir kommen."

Es blieb Herrn Lehmann also nichts anderes übrig, als Trude in ihrer Küche aufzusuchen. Kiospolski, der aufs äußerste gespannt war, wie diese Unterredung ablaufen würde, blieb lauschend vor der Tür stehen. Zuerst hörte er nicht viel, denn Herr Lehmann, der Trude anscheinend im würdevollsten Ton eine Standrede hielt, sprach nur leise.

Als er aber dabei das Wort „liebes Kind" brauchte, da unterbrach ihn Trude mit der ganzen Kraft ihres urwüchsigen Naturells: „Nu hören Sie aber uf! Ick bin nich Ihr liebes Kind, ick würde mir schönstens for so 'nen Vater bedanken! Schämen sollten Sie sich wat! Sehen so jut und fromm aus wie Vater Abraham, stehen dazu noch mit anderthalb Beene im Jrabe und stellen so 'n windigen Polacken an, um ordentliche Leute zu piesacken! Un wenn ick denn den Kerl Mores lernen will, da wollen Sie mir det verbieten? Ne, wissen Sie, dumm kommen lass' ick mir noch lange nich!"

In dieser Weise ging es noch eine ganze



Winter in der Ebene von Manitoba: Cowboys treiben eine zerstreute Herde zusammen. (S. 38)

Weile fort, ohne daß Kiospolski den genauen Wortlaut verstehen konnte. Aber das, was er gehört hatte, genügte gerade, um sein Gesicht vor Freude erstrahlen zu lassen.

„Det schadet dem Ollen jar nischt," lachte er, „det er ooch mal ordentlich die Wahrheet zu hören kriegt. Ick kann mir nich helfen, det Meechen imponiert mir."

Und als Herr Lehmann nach kurzer Weile mit hochgerötetem Gesicht aus der Küche kam und großartig sagte: „Sie haben recht, lieber Kiospolski, mit solchen Leuten kann man sich als anständiger Mensch nicht einlassen; das Mädchen gehört in eine Besserungsanstalt, aber nicht in mein herrschaftliches Haus! Heute werd' ich noch dem Assessor schreiben, daß er ausziehen kann."

Da dachte Kiospolski: „Na, Oller, mir brauchst du doch nischt vorzuschmusen."

Wirklich erhielt der Assessor einen Brief mit der frohen Mitteilung, daß er sofort ausziehen könnte, wenn er auf Wiedererstattung der pränumerando gezahlten Vierteljahrsmiete verzichten wollte.

Zu diesem geringen Opfer verstand sich der Assessor um so lieber, als ihm inzwischen ein sehr günstiges Kaufgebot für sein väterliches Gut gemacht worden war. Er schloß daher auch den Handel sofort ab.

Von neuem auf die Wohnungssuche begab er sich indessen nicht. Denn er hatte, wie Trude ihrem Hans erzählte, „von's Mieten die janze Näse voll". Da ihm unter der Hand versichert war, daß er in Bälde eine feste Stellung im Ministerium erhalten werde, erstand er mit Beihilfe des Rechtsanwalts Steinert unter sehr annehmbaren Bedingungen ein schönes Haus am Belle-Alliance-Platz und siedelte sofort in sein neues Besitztum über.

Zum Vizewirt aber ernannte er Hans

Humoristisches.

Nach der Redoute oder: Der Löwenritt.



Beseke, der nach seiner Entlassung vom Militär im Hinterhaus eine Schlosserei errichtete und im Verein mit Frau Trude getreu und gerecht die Verwaltung des Hauses führte. Ordentliche Mieter brauchen sich vor ihnen nicht zu fürchten. Mit böswilligen Elementen aber pflegt Frau Trude kurzen Prozeß zu machen; auch von den Mietern, die es in Berlin ja auch geben soll, läßt sie sich nicht „an die Wimpern klimpern“.

Ende.

Illustrierte Rundschau.

Abermals hat eine Verlobung im deutschen Kaiserhause stattgefunden. **Prinz August Wilhelm von Preußen** (geboren am 29. Januar 1887), der vierte Sohn Kaiser Wilhelms, ist der Bräutigam, und seine Erkorene ist die am 21. April 1887 geborene **Prinzessin Alexandra Viktoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg.** Beide sind verwandt und von Jugend auf miteinander bekannt, da die Mutter der Braut, die Prinzessin Karoline Mathilde, eine Schwester der Kaiserin ist. — Infolge des Vorgehens Frankreichs und Spaniens in Marokko nimmt dieser nordafrikanische Maurenstaat jetzt wieder das Interesse Europas lebhafter in Anspruch. Die Bewohner, Berber sowohl wie Araber, sind kriegerisch und tapfer, dabei eifrige Mohammedaner und würden bei einem Kriege mit Europäern, der ihren religiösen Fanatismus entflammt, nicht zu verachtende Gegner sein. Die materielle Kultur steht noch sehr tief, besonders auf dem Lande und in den Bergen. Unser Bild zeigt ein **marokkanisches Dorf** mit seinen Bewohnern. — Ein **Andreas Hofer-Denkmal** ist für die Kaiserstadt **Wien** geplant. Hofers echt volkstümliches Heldentum im Befreiungskampf der Tiroler im Jahre 1809 hat ja als begeisterndes Beispiel mächtig mitgewirkt zu der Bewegung, die im weiteren Deutschland den Ausbruch des großen Befreiungskriegs wider Napoleon wachrief. Unser Bild zeigt den von den Preisrichtern zur Ausführung angenommenen Denkmalsentwurf des in Wien lebenden Tiroler Bildhauers Joseph Parschalk. Auf hohem Granitsockel steht die markige Gestalt des „Sandwirts von Passeyer“; ihm zu Füßen sehen wir Typen von kämpfenden Tiroler Bauern.

Aus dem Leben der Cowboys in Manitoba.

(Mit Bild auf Seite 36.)

Die zu Kanada gehörige Provinz Manitoba besteht in ihrem südwestlichen Teil durchweg aus Prärie und Steppe, auf denen die Viehzucht in Blüte steht. Die kanadischen Cowboys (Rinderhirten) führen ein hartes, halbwildes Dasein, das durch die Schroffheit des Klimas, besonders während des langen Winters, noch mühseliger und aufreibender wird. Ihr romantischer Aufzug mit den breitkrempigen Hüten, den farbigen Wollhemden, den Lederwämsern und -hosen ist bekannt genug. Ein schweres Stück Arbeit bildet es für sie, die Herden im Winter beisammen zu halten, da sie sich während der häufigen Schneestürme zerstreuen und dann erst durch tagelange Anstrengungen wieder vereinigt werden können.

Meine erste Verteidigung.

Aus den Erinnerungen eines Juristen.

Von **A. W. v. Kamekr.**

„In der Strafsache gegen den Malergesellen Friedrich Wenzel wegen gefährlicher Körperverletzung wird Herr Referendar D. zum Offizialverteidiger des Angeklagten bestellt. Termin übermorgen! Eilt!“

So lautete die lakonische Verfügung des Strafkammervorsitzenden, welche mir eines Tages, kaum eine Woche nach meiner Überweisung an das Landgericht zu R., in einem leuchtend roten Umschlage vorgelegt wurde. Ich muß offen gestehen, mir war im ersten Augenblick zu Mute wie einem Paukanten, der bisher den Gegner nur durch das schützende Drahtgitter des Fechtkorbes gesehen und ihm nun zum ersten Male mit entblößtem Schädel auf dem Mensurboden gegenübertreten soll. Denn es ist ein gewaltiger Unterschied, ob man, in eine undurchdringliche Wolke von Amtswürde gehüllt, hinter der Barre thront und die Angaben der Zeugen und Angeklagten kritisch zu zergliedern hat, oder ob man vor derselben Schlag auf Schlag um die Existenz seines Klienten kämpfen muß. Aber immerhin war es doch ein erhebender Gedanke, durch seine Sachkenntnis und Geschicklichkeit der verfolgten Unschuld zum Siege zu verhelfen und ein bedrohtes Menschenschicksal zu retten. Denn unschuldig war mein Klient, davon war ich als richtiger Verteidiger überzeugt, bevor ich noch wußte, was ihm eigentlich zur Last gelegt wurde.

In meinem Eifer begann ich mich sofort aus dem verdächtig mageren Aktenstück über die Sachlage zu informieren.

Blatt 1: die Anzeige des Gendarmen. „Verlobte — Streit — Wasserflasche — klaffende Kopfwunde“ las ich die blau unterstrichenen Stichworte.

Bitter enttäuscht sah ich auf. Eine Geschichte, wie sie alle Tage passiert, und absolut hoffnungslos. Ein roher Patron, dem die gesetzliche Mindeststrafe von zwei Monaten außerordentlich wohl tun würde. Und da sollte ich mir meine Sporen als Verteidiger verdienen? Ärgerlich blätterte ich weiter. Hier die verantwortliche Vernehmung des Beschuldigten: „Ich will nichts auf die Beschuldigung erwidern.“

Seltsam! Pflegen doch sonst nicht um Ausreden verlegen zu sein, derartige Burschen.

Da sein Strafregister: keine Vorstrafen.

Blatt 6: ein blutigroter Haftbefehl.

Ich klappte die Akten zu. Da war's das beste, ich suchte meinen Klienten heute nachmittag im Gerichtsgefängnis auf und ließ mir von ihm das Nähere erzählen. Denn aus den Akten bekommt man mitunter ein ganz verkehrtes Bild von der Sachlage — das hatte schon mein alter Strafrechtslehrer oft genug gepredigt, wenn er das Prinzip der Mündlichkeit unserer Strafrechtspflege erörterte. — —

Als ich das Gefängnis betrat, war dort gerade Promenadenzeit. Ich legitimierte mich dem Aufseher gegenüber, und kurze Zeit darauf stand mir in dem niedrigen vergitterten Dienstzimmer mein Klient gegenüber.

Der erste Eindruck war gar nicht übel. Ein intelligentes Südländergesicht mit schwarzem Lockenhaar über der niedrigen Stirn. Allerdings finster und verschlossen, aber das war schließlich kein Wunder.

Ich zog meinen Notizbogen hervor. „Erzählen Sie den Hergang der Sache!“ begann ich das Verhör.

Der Mensch schwieg hartnäckig.

„Mann, wollen Sie reden oder nicht? Sie reiten sich ja selbst ins Unglück mit Ihrem verbissenen Stillschweigen!“

Er hob langsam den Blick von dem steinernen Estrich. „Verzeihen Sie, Herr Assessor, es ist ja nicht böser Wille von mir, aber ich kann nun einmal nicht davon reden vor all den fremden Leuten. Die fragen mir die Seele aus dem Leibe und schreiben jedes Wort auf, was ich sage. Aber verstehen können sie es doch nicht, wie sehr ich die Anna geliebt habe, und warum —“

Seine Stimme schnappte ab.

„Anna war Ihre Braut?“ fragte ich wesentlich milder gestimmt.

„Jawohl, Herr Assessor, seit anderthalb Jahren, und zu Ostern wollten wir heiraten. Da kommt mit einem Male dieser geschniegelte Laffe mit seiner grünen Krawatte und der roten Weste“ — er ballte die Fäuste — „erwürgen könnt' ich den Kerl, wenn er hier wäre!“

Dabei rollte er die Augen, daß es mir ganz unheimlich wurde.

„Und der gefiel ihr besser, nicht wahr?“ ergänzte ich, nachdem ich mir schnell einige Notizen gemacht.

„Weiß nicht, ob sie sich wirklich was aus ihm gemacht hat,“ erwiderte er finster. „Aber sie ließ es sich gefallen, daß er ihr auf Schritt und Tritt nachlief, und lachte mich aus, als ich ihr etwas darüber sagte. Einmal, es war Sonntags, will ich sie zum Ausgehen abholen, und als ich hereinkomme in die Stube, steht Anna am Fenster und liest lachend eine Ansichtspostkarte. Mir wird gleich ganz warm im Kopf, denn ich kann mir schon denken, von wem die Karte ist. Aber ich frage sie noch ganz ruhig: ‚Anna, was hast du da? Zeig mir die Karte.‘ — ‚Was gehen dich meine Briefe an?‘ erwidert sie schnippisch und steckt die Karte in die Tasche. ‚Du hast mir nicht auf Schritt und Tritt nachzuspionieren, und ausgehen kannst du heut auch allein, ich hab' anderes vor.‘ — Da wußte ich mit einem Male nicht mehr, was ich tat. Auf dem Tisch stand eine Wasserflasche und —“

„Die haben Sie ihr an den Kopf geworfen,“ schloß ich, froh, endlich den Sachverhalt erfahren zu haben. „Waren noch weitere Augenzeugen zugegen?“

„Nein, wir waren beide ganz allein im Hause.“

„Ihre Verlobung ist jetzt natürlich auseinander?“

Er nickte traurig. „Sie wird jedenfalls mit dem anderen gehen.“

Ich faltete meinen Notizbogen zusammen und wandte mich zur Tür.

„Muß ich denn nun übermorgen vor Gericht das auch alles erzählen?“ fragte mein Klient kleinlaut.

„Nein. Kein Angeklagter ist gezwungen, etwas auf die Beschuldigung zu erwidern. Aber natürlich würde ein reumütiges Geständnis auf das Gericht einen besseren Eindruck machen, als —“

„Es ist mir aber zu schrecklich, so öffentlich davon zu reden; namentlich, da auch noch die Anna dabei ist.“

„Gut, dann schweigen Sie. Ihre Beweggründe sind immerhin verständlich, und ich werde in meinem Plaidoyer dafür Sorge tragen, daß das Gericht sie richtig würdigt.“

Damit verließ ich den düsteren Ort der Wiedervergeltung.

— — — — — — — — — — — — —

Der große Tag der Hauptverhandlung war gekommen. Ich promenierte im Gehrock und weißer Binde auf den hallenden Korridorgängen des Gerichtsgebäudes und memorierte mein Plaidoyer.

In juristischer Beziehung konnte ich mich ja leider ganz kurz fassen. Körperverletzung mittels eines gefährlichen Werkzeuges — einer geschleuderten Wasserflasche — war bewiesen durch das Zeugnis der Verletzten. Dagegen war absolut nichts zu machen. Wohl aber vermochte ich von rein menschlichen Gesichtspunkten aus die Tat meines Klienten zu erklären und damit an die Milde seiner Richter zu appellieren. Das wollte ich denn auch tun in einer Weise, die ihre Wirkung nicht verfehlen konnte.

„Der hohe Gerichtshof wolle sich in die Lage des Angeklagten versetzen. Ein junger, heißblütiger Mann liebt ein Mädchen mit der ganzen Wärme seines leidenschaft-

lichen Temperaments. Er ist bereit, binnen kurzem mit ihr vor den Altar zu treten. Sie aber, eine launenhafte, gefallsüchtige, herzlose Kokette, treibt ihr Spiel mit ihm, sie entblödet sich nicht, mit einem anderen, einem Gigerl, dessen grüne Weste, dessen rote Krawatte — —“

Mitten in diesem höchst wirkungsvollen Passus stockte ich. Stimmte denn das? Oder war die Krawatte grün und die Weste rot gewesen?

Während ich noch über diesen wichtigen Punkt meines Plaidoyers nachgrübelte, trat der „Gerichtskater“, wie wir Referendare scherzweise unseren alten Amtsboten bezeichneten, geräuschlos heran und zupfte mich am Ärmel.

„Herr Referendar, eine Dame wünscht Sie zu sprechen. Ich habe sie in das leere Wartezimmer geführt.“

„Habe keine Zeit,“ erwiderte ich ärgerlich über die Störung.

„Herr Referendar, sie weint aber mächtig, und hübsch ist sie auch,“ flüsterte der alte Sünder geheimnisvoll.

Das war allerdings etwas anderes. Jedenfalls eine Angehörige meines Klienten. Rasch trat ich in das bezeichnete Zimmer. Ein schwarzgekleidetes junges Mädchen erhob sich bei meinem Eintritte.

„Verzeihung, mein Herr,“ begann sie stockend. „Ich wollte um Ihren Rat bitten. Sie sind doch der Verteidiger von Fr— vom Angeklagten Wenzel?“

„Allerdings. Und Sie seine Schwester, wenn ich recht vermute?“

Sie senkte errötend das blonde Haupt. „Ach nein, ich war — — ich bin als Zeugin vorgeladen —“

Einen Moment starrte ich sie sprachlos an. Sollte das die ehemalige Braut meines Klienten, die launenhafte, gefallsüchtige, herzlose Kokette aus meinem Plaidoyer sein? Aber natürlich, da war ja auch die Narbe, ein feiner roter Strich über der rechten Schläfe, halbverdeckt durch eine blonde Haarlocke. Verwünscht! Das Mädel verdarb mir ja den ganzen Effekt mit ihren verweinten Blauaugen, und überdies brachte sie mich in den Verdacht der Zeugenbeeinflussung, wenn ich hier noch länger mit ihr verhandelte.

Ich setzte daher meine kälteste Amtsmiene auf.

„Unter diesen Umständen, mein Fräulein, kann ich Ihnen als Verteidiger des Angeklagten in keiner Weise dienen.“

Damit wandte ich mich zur Tür.

„Ach bitte, bitte,“ rief sie flehentlich, „sagen Sie mir doch nur das eine! Ich möchte meine Anzeige gern zurücknehmen —“

Ich zuckte die Achseln. „Ist leider vollkommen wirkungslos. Gefährliche Körperverletzung gehört nicht zu den Antragsvergehen.“

„Aber das ist ja schrecklich!“ schluchzte sie fassungslos. „Ich bin doch schuld an der ganzen Geschichte. Und nun soll Fritz ins Gefängnis um mich — und ich hab' ihn doch so lieb gehabt.“

„Er Sie auch!“ konnte ich nicht umhin einzuwerfen. Der Mensch war wieder einmal stärker in mir als der Jurist.

Erneuter Tränenstrom. Mir ward schwül. Das konnte ja eine recht feuchte Sitzung werden!

„Aber kann ich denn nicht wenigstens mein Zeugnis verweigern?“ fragte sie wieder.

„Auch das nicht. Ein Zeugnisverweigerungsrecht besitzen nur Anverwandte, Ehegatte und Verlobte des Angeklagten,“ belehrte ich sie.

Sie sah mich plötzlich mit einem ganz merkwürdigen Gesichtsausdruck an. „Verlobte?“ fragte sie atemlos.

„Gewiß. Aber Sie sind doch nicht mehr —“

„Strafsache Wenzel! Zeugen eintreten!“ trompetete im selben Augenblicke der „Gerichtskater“ durch den stillen Korridor.

Rasch eilte ich in den Sitzungssaal und nahm meinen Platz vor dem eichengeschnitzten Gehege der Anklagebank ein, das mein Klient, von einem Gefangenwärter geführt, bereits betreten hatte.

„Sie sind der Malergeselle Friedrich Wenzel?“ begann der Vorsitzende, welcher, von je zwei Beisitzern flankiert, in der Mitte des grünverhangenen, akten- und bücherbeladenen Tisches saß, die Verhandlung.

„Jawohl, Herr Präsident.“

„Als Verteidiger erscheint Herr Referendar D.“

Ich verneigte mich im Hochgefühl meiner Würde.

„Als Zeugin die Näherin Anna Michaelis.“

Ein kaum hörbares „Ja“ antwortete aus dem Hintergrunde. Mein Klient atmete schwer.

Die Zeugin mußte nun einstweilen den Saal wieder verlassen, während der Angeklagte über seine Personalien vernommen wurde.

„Sie haben gehört, was Ihnen zur Last gelegt wird. Wollen Sie etwas auf die Beschuldigung erwidern?“

„Nein, Herr Präsident.“

„Wie Sie wollen. Dann wird uns die Zeugin den Sachverhalt erzählen.“

Er schellte.

Ich spitzte trübselig meinen Bleistift. Jetzt wurde er stranguliert, mein armer Klient. Die Zeugin mit ihrer eidlichen Aussage zog die Schlinge zu.

Die Tür ging auf. Befangen trat die Zeugin an den Tisch heran. Sie hielt den Blick gesenkt und vermochte nur mit Mühe ihrer Aufregung Herr zu werden.

„Fräulein Michaelis, Sie kennen die Bedeutung und Heiligkeit des Eides?“

„Jawohl,“ hauchte sie tonlos.

„Sie wissen auch, um was es sich handelt, und kennen den Angeklagten?“

Sie nickte, während ihr hübsches Gesicht abwechselnd blaß und rot wurde.

„Sie waren die Verlobte des Angeklagten?“

Da hob sie plötzlich den Kopf und sah über mich hinweg zu meinem Klienten hinüber. All ihre Unruhe war mit einem Male verflogen.

„Nein, Herr Präsident, ich bin es noch,“ erwiderte sie einfach.

Ich spürte einen heftigen Ruck in der Anklagebank.

Der Vorsitzende sah die Zeugin erstaunt an. „Dann haben Sie das Recht, Ihr Zeugnis zu verweigern.“

„Ich verweigere es!“

Hinter mir ein unartikulierter Laut. Als ich mich umwandte, hatte mein Klient seinen dunklen Lockenkopf auf die Brüstung der Anklagebank gelegt und weinte bitterlich.

Er war gerettet.

Lange Pause. Der Vorsitzende blättert verzweiflungsvoll in dem mageren Aktenheft, ein Beisitzer neigt sich zu ihm, ein leises Geflüster, ein Kopfschütteln, ein Achselzucken, endlich stieß der Präsident hervor: „Herr Staatsanwalt, darf ich bitten!“

Ich kam um mein schönes Plaidoyer. Der Staatsanwalt beantragte Freisprechung aus dem tatsächlichen Grunde mangelnden Beweises, da die einzige Belastungszeugin „leider“ von einem ihr zweifellos zustehenden Zeugnisverweigerungsrechte Gebrauch gemacht hätte. Ich hatte nichts weiter zu tun, als mich seinem Antrage anzuschließen. Nach kurzer Beratung verkündigte der Gerichtshof die Freisprechung des Angeklagten.

— — — — — — — — — — —

So endete meine erste Verteidigung doch noch mit der Freisprechung meines Klienten. Meine Kollegen beglückwünschten mich ironisch zu diesem „Erfolge“. Der Vorsitzende aber, welcher sich gerade am Fenster seines samtbesetzten Talares entledigte, wandte sich plötzlich nach mir um.

„Wollen Sie Ihren Klienten noch einmal sehen, Herr Kollege?“

Er deutete nach draußen. Und richtig, da trat dieser Arm in Arm mit seiner Anna soeben auf die Straße hinaus.

„Ein hübsches Kabinettstückchen, Herr Kollege,“ fuhr der alte Landgerichtsrat fort. „Da könnten Sie mal eine Novelle daraus machen.“

Ich verbeugte mich vor dem liebenswürdigen, feinsinnigen Vorgesetzten.

„Soll geschehen, Herr Rat.“ —

Wenn ich bis heute damit gewartet habe, so war der einzige Grund hierfür, daß ich als vorsichtiger Jurist die Tat meines Klienten doch lieber erst verjähren lassen wollte.

Mannigfaltiges.

Die weisen Stadtväter von Nürnberg. — Am 14. Februar des Jahres 1496 zog Markgraf Friedrich von Ansbach mit einem stattlichen Gefolge von Rittern und Knappen in Nürnberg ein, um an einem Turnier teilzunehmen, welches ihm zu Ehren veranstaltet werden sollte, nachdem allerlei arge Streitigkeiten, die er mit der Stadt gehabt hatte, gütlich geschlichtet worden waren. Der Magistrat hatte Vorsorge getroffen, die Gäste feierlich zu empfangen, standesgemäß unterzubringen und zu bewirten. Abends war Ball im großen Saale des Rathauses mit einem Fackeltanz zum Beschluß.

Am folgenden Tage kam das Turnier. Das Wetter war schön, die Luft etwas kühl, aber nicht kalt, und die Sonne schien freundlich. Auf dem Hauptmarkte der Stadt, nahe der Frauenkirche, war der Turnierplatz eingerichtet, ein von Schranken eingeschlossener Raum von 500 Fuß Länge und über 60 Fuß Breite, mit Tribünen und Baldachinbalkonen für die Vornehmen und Damen. Rings um die Schranken drängten sich zu Tausenden die schaulustigen Leute aus dem Volke.

Trompetenfanfaren ertönten und zeigten den Beginn des Turniers an. In die Schranken ritt zuerst Markgraf Friedrich ein mit neun von seinen Rittern, dann kamen von der anderen Seite herein zehn streitbare junge Nürnberger, darunter auch Martin Löffelholz, Hauptmann einer Abteilung der städtischen Lanzenreiter, alle in Rüstungen mit verschiedenen charakteristischen Helmzeichen, bewaffnet mit Schwertern und Lanzen.

Zuerst ritten sie zusammen friedlich, wie zur Parade, mehrmals in der Bahn auf und ab. Dann machten beide Parteien mit offenen Helmvisieren einen lebhaften Scheinangriff aufeinander. Danach fanden Einzelkämpfe statt. Mit geschlossenen Helmvisieren und eingelegten Lanzen sprengten zwei Ritter auseinander los und versuchten mit hochgemuter Tapferkeit sich gegenseitig von den Pferden herunterzustoßen. Wie sich bald offenbarte, waren im allgemeinen die Ansbacher den Nürnbergern überlegen, insofern von den letzteren die meisten mehrmals aus den Sätteln gehoben und auf den Sand gesetzt wurden.

Aber zum Ruhme der wehrhaften freien Reichsstadt erwies sich bei diesem Turnier der Hauptmann Löffelholz als der eigentlich Unüberwindliche. Er stieß jeden Ansbacher, der sich ihm stellte, herunter. Das verdroß schließlich den Markgrafen Friedrich, und er forderte in höchsteigener Person den Sieger zu einem Lanzenbrechen heraus.

Beide sprengten aufeinander los, und der hohe Herr wurde vom Pferde herabgestoßen und auf den Sand gesetzt wie alle seine Ritter. Doch schnell saß

Löffelholz von seinem Streitrosse ab und half dem Besiegten beim Aufstehen, noch bevor andere Ritter zur Hilfeleistung herbeieilen konnten.

Etwas gedemütigt in seinem Stolze reichte Friedrich seinem tapferen Überwinder die Hand und sprach: „Wir haben vermeint, ein tüchtiger Lanzenbrecher zu sein, aber Ihr seid wahrlich auch einer. Gebt mir die Hand, wir wollen allwege in guter Freundschaft miteinander sein, denn, Löffelholz, Ihr habt Euch gegen uns ritterlich und wacker gehalten!“

Das war jedoch wohl nicht so ganz aufrichtig gemeint, es lag vielmehr etwas Süßsaueres in diesen schmeichelhaften Worten. Der Markgraf wollte sich auch noch nicht in sein Mißgeschick endgültig ergeben, sondern es noch auf einen weiteren Versuch ankommen lassen; deshalb forderte er den siegreichen Hauptmann zu einem zweiten Kampf heraus, welcher jedoch erst stattfinden sollte nach einer kleinen Erholungspause.

Diese Pause wurde ausgefüllt durch allerlei harmlosere Kampfspiele seitens der Knappen und Edelpagen.

Unterdessen waren die weisen Ratsherren auf ganz absonderliche politische Erwägungen geraten. Die erstaunlichen Taten des Turnierhelden Löffelholz erfreuten zwar baß ihre patriotisch gesinnten Gemüter, aber es schien ihnen doch aus Gründen der Staatsklugheit weislich zu sein, es so einzurichten, daß der Markgraf von Ansbach, dessen dauernde gute Freundschaft sehr wünschenswert war, nicht nochmals in seinem fürstlichen Ritterstolze gekränkt würde. Die Herren ließen also Löffelholz zu sich auf ihren Balkon bescheiden und setzten ihm die Sache auseinander.

Der Hauptmann war über die Zumutung ebenso erstaunt wie entrüstet. „Es ist das gegen die Turnierregel,“ meinte er.

„Das kann uns ziemlich einerlei sein,“ versetzte würdevoll der alte Schultheiß Wolf v. Parsberg.

„Dann renne ich lieber gar nicht zum zweiten Male gegen den Markgrafen.“

„Ihr müßt es tun, weil unser hoher Gast es so wünscht.“

„Ich soll mich also absichtlich von ihm besiegen lassen?“

„Jawohl, und zwar so, daß er nicht diese Absicht merkt, also auch nicht darüber verstimmt wird.“

„Nun, das wüßte ich allerdings zu machen.“

„Sehr gut.“

„Aber ich will's nicht.“

„Hauptmann, Ihr seid verpflichtet, unseren Befehlen stets hold und gewärtig zu sein.“

„Nicht in Turnierangelegenheiten. Davon steht nichts in unserem Kontrakt.“

„Die Politik erheischt dies Opfer von Euch, und hohe Belohnung soll Euch zu teil werden.“

„Welche?“

„Wir ernennen Euch zum Feldobersten unserer gesamten Reiterei.“

„Dann mit Freuden!“ rief Löffelholz. „Unter solchen Umständen unterwerfe ich mich der politischen Notwendigkeit und werde mich von dem Herrn Markgrafen bestens auf den Sand setzen lassen.“

Die Pause ging zu Ende. Wieder erschienen hoch zu Roß die gewappneten Kämpfer auf dem Turnierplatze.

Markgraf Friedrich und Hauptmann Löffelholz sprengten mit eingelegten Lanzen aufeinander los. Geschickt richtete der Hauptmann es so ein, daß bei dem heftigen Zusammenprall seine Lanzenspitze von dem Brustharnisch des hohen Gegners seitwärts abglitt, während er selbst von ihm einen gewaltigen Lanzenstoß empfing. Wohl hätte er, wenn er das gewollt, sich im Sattel halten können, aber, seiner geheimen Zusage gemäß, ließ er sich auf den Sand setzen, und zwar machte er das so geschickt, daß es ganz wie natürlich aussah.

„Sieg! Sieg!“ wurde von den Ansbachern gerufen, und Trompetenfanfaren ertönten zum Triumph des Markgrafen, den es ersichtlich freute, daß er so glorreich die Scharte von vorhin hatte auswetzen können.

Es fanden noch einige Kämpfe statt, wobei andere Ritter beteiligt waren. Dann wurden kostbare Preise für die besten Turnierleistungen verteilt. Natürlich erhielt — aus sonderlicher Höflichkeit — Markgraf Friedrich den ersten Preis, dem tapferen Löffelholz aber wurde der zweite zuerkannt.

Am folgenden Tage zog der Markgraf mit seinem Gefolge wieder nach Ansbach zurück. Hauptmann Löffelholz aber durfte sich von nun an stolz als Feldobersten bezeichnen, über welch rasches Avancement sich insbesondere der Markgraf von Ansbach gefreut haben soll, denn er gratulierte ihm in einem eigenhändigen Schreiben. [J. D. H.]

Ein historischer Baum. — Die Palme von St. Helena, die Napoleon I. während seines unfreiwilligen Aufenthalts auf der einsamen Insel so sehr liebte, ist vor kurzem eingegangen. Der verbannte Kaiser saß oft im Schatten dieses Baumes, an seine wechselvolle Vergangenheit denkend. König Louis Philipp beabsichtigte einst, die historische Palme nach dem botanischen Garten in Paris bringen zu lassen, doch gelangte der Plan nicht zur Ausführung. Jetzt ist der stolze Baum eingegangen und in Brennholz verwandelt worden. Mit dieser Palme ist auf St. Helena nahezu alles verschwunden, was noch an den Aufenthalt des Kaisers erinnern konnte. Das Haus, in dem er wohnte, ist fast ganz zusammengebrochen, und niemand dachte daran, es wiederherzustellen. Am auffallendsten aber ist es, daß das ehemalige Schlafzimmer Napoleons jetzt als Schweinestall benutzt wird. [O. v. B.]

Eine Drusenbraut.

(Mit Bild.)



Eine Drusenbraut.

Die Drusen, welche den westlichen Abhang des Libanon, einen Teil des Antilibanon von Beirut bis Saida und vom Mittelmeer bis Damaskus bewohnen, aber auch im Hauran ansässig sind, sind ein prächtiger Menschenschlag, voll Kraft und Schönheit, sprechen das Arabische und haben eine eigentümliche Religion, in denen sich Einflüsse des Islams mit indischen Anschauungen merkwürdig verflechten. Jeder Stamm steht unter einem Scheich. Die Männer tragen wie die übrigen Orientalen die Pluderhose mit Gürtel, enge Weste oder Jacke, einen weiten Überwurf und auf dem Kopfe den Tarbusch. Auch die Frauentracht unterscheidet sich wenig von der türkischen. Um so auffallender wirkt der Kopfputz. Er besteht aus einer reich verzierten Kappe, die als Befestigung für den oft 80 Zentimeter langen Mast aus Blech oder Zedernholz dient, der den lang herabwallenden Schleier hält. Den beliebtesten Schmuck bilden Reihen von vergoldeten Silbermünzen, und besonders eine Drusenbraut pflegt in dieser Form ihren ganzen Reichtum an sich zu tragen.

Zahlen-Rätsel.

	15		25	
30				30
		35		
15				30
	35		50	

In die freien Felder der obigen Figur sind die nachstehenden Zahlen: 5, 5, 10, 10, 15, 15, 20, 20, 25, 25, 25, 30, 35, 35, 40, 45 dergestalt einzutragen, daß die Summe jeder senkrechten Reihe, jeder wagrechten und jeder der beiden sich kreuzenden Diagonalreihen = 125 beträgt.

Auflösung folgt in Nr. 6.

Auflösung des Bilder-Rätsels „Der Kotillonorden“ in Nr. 4:

Verbindet man die Buchstaben auf der rechtsseitigen Bandschleife nach der Stellung der in die Quadrate eingezeichneten schwarzen Dreiecke der linksseitigen Schleife in der Reihenfolge, wie diese Dreiecke von oben nach unten aufeinanderfolgen, so erhält man, da diese Dreiecke in vier verschiedenen Stellungen vorkommen, die vier Worte: „Dem Verdienste die Krone!“

Scharade. (Dreisilbig.)

Mit der Ersten kam ich neulich
Leidend in der Heimat an;
Denn die Erste, ganz abscheulich,
Hatte mir es angetan.

Als ich ächzend dort im Wagen
In das Städtchen fuhr hinein,
Fühlte ich mit Unbehagen
Auf den Letzten jeden Stein.

Statt mich froh herumzutreiben
An dem anmutreichen See,
Mußte ich zu Hause bleiben,
Trank statt Wein — Kamillentee.

Während unten auf der Gasse
Freude scholl und heitre Lust,
Lag das Ganze, das ich hasse,
Mir beständig auf der Brust.

Auflösung folgt in Nr. 6.

Auflösungen von Nr. 4:

des Homonyms: besorgt;
des Silben-Rätsels: Lustspiel, Spiellust.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.